

Showdown der Spassgesellschaft

Die Arosener Snowboard-WM im sportlichen Zwiespalt

Mit dem Boardercross beginnt am Samstag die Snowboard-WM des Internationalen Ski-Verbands (FIS) in Arosa. Schnee scheint genügend vorhanden, und auch sportlich spricht – elf Monate nach dem Goldregen von Turin – vieles für ein erfreuliches Schweizer Heimspiel. Doch in der Szene ist der sportliche Zwiespalt ein ständiger Begleiter.

Den 17. Februar 2006 wird Lindsey Jacobellis mit Bestimmtheit nie vergessen. In Bardonecchia war die 21-jährige Amerikanerin auf dem Weg zum souveränen Olympiasieg im Boardercross – mit über drei Sekunden Vorsprung vor der Berner Oberländerin Tanja Frieden. Jacobellis machte das, was in ihrem Sport zum guten Ton gehört – und wollte dem Publikum beim zweitletzten Sprung eine kleine Showeinlage bieten. Doch die Sache ging gründlich daneben: Jacobellis verlor das Gleichgewicht und das sicher geglaubte Gold. Im Ziel sagte sie: «Snowboarden macht Spass. Ich hatte Spass» – und wischte sich die Tränen der Niederlage aus den Augen.

Ein Absturz mit Symbolcharakter

Elf Monate später heisst es für Jacobellis an der WM in Arosa: «Neues Spiel, neues Glück». Doch ihr olympischer Absturz hat bis heute seine Symbolik behalten. Er steht nämlich für ein Geschäft, in dem der Spagat zwischen sportlicher Seriosität und der fast schon imperativen Lockerheit immer schwieriger wird und gelegentlich zu kuriosen Auswüchsen führt. Denn eigentlich lassen sich das gestiegene Wettkampfniveau und die stetig wachsende Leistungsdichte mit der branchenüblichen Nonchalance nur noch schwer verbinden. Oder anders gesagt: Wer in der Halfpipe Dreifachkombinationen und 12 Meter hohe Sprünge zeigen will, tut das bevorzugterweise im nüchternen Zustand – auch wenn dem Publikum ein anderer Eindruck vermittelt werden soll. PR-Fachmann Maurus Strobel, unter anderem als Medienchef des Zürcher Anlasses «freestyle.ch» eng mit der Szene verbunden: «Das Image des wilden Lifestyles wird noch immer transportiert. Doch die meisten Athleten sind viel seriöser geworden. Ich kenne kaum jemanden, der bekifft besser fahren kann», sagt er mit einem Augenzwinkern.

Auch in Arosa werden sich die meisten Boarder auf das Inhalieren der Bündner Bergluft beschränken. Denn seit die FIS im Snowboardsport

mitmischte, ist dem Konsumverhalten Grenzen gesetzt – und die nächste Dopingkontrolle noch vor dem Feierabendbier fällig. Auch organisatorisch hat sich einiges geändert. Wörter wie Strukturen, Richtlinien oder Reglemente gehören mittlerweile selbst in Snowboard-Kreisen zum Vokabular – und haben dem Sport kaum geschadet. Schienen offizielle Resultate an Veranstaltungen des unabhängigen Weltverbandes (ISF) jeweils der Geheimhalte-Verordnung zu unterstehen, liefert die FIS die Ranglisten praktisch mit Rennschluss. Das reduziert die Sozialromantik, erhöht aber die Transparenz – was auch Strobel anerkennen muss: «Die durchstrukturierten FIS-Wettkämpfe sind zwar etwas eintönig. Doch zum Wohle des Sports haben sie viel beigetragen.»

Schon die 7. Snowboard-WM der FIS

Bereits zum siebenten Mal kürt der Internationale Ski-Verband in den kommenden Tagen seine Snowboard-Weltmeister. Als er es (1996 in Lienz) das erste Mal getan hatte, war er damit auf bare Abneigung gestossen. Denn die Sympathien gehörten fast uneingeschränkt der ISF, die den Snowboardsport etabliert und in seiner technischen Entwicklung entscheidend weitergebracht hatte. Doch das Internationale Olympische Komitee (IOK) wollte von Freidenkern und Pioniergeist nichts wissen – und setzte vor der Olympia-Premiere (1998 in Nagano) auf die FIS als Organisations-Partnerin. Dass die Schweizer Alpin-Fahrer zur zweiten FIS-WM (1997 in San Candido) prothesen mit Clownnasen und übergrossen Plastic-Ohren zum Wettkampf antraten, beeindruckte die Gralshüter des olympischen Geistes in keiner Weise.

Mittlerweile ist dieses leidige Thema vom Tisch. Denn einerseits ging die ISF 2002 bankrott, andererseits ist die Snowboard-Welt so gross, dass sie jedem Platz bietet – sei es als Fotomodell, Filmstar oder doch als profaner Wettkämpfer. Dass der spektakulärste Schweizer Boarder, der Freestyle-Spezialist Nicolas Müller, selbst ohne WM- und Olympia-Teilnahme auf ein (angeblich) siebenstelliges Jahresalar kommt, spricht indes weniger für die sportliche Glaubwürdigkeit als vielmehr für die freie Marktwirtschaft. Dazu passen auch die Worte von Guido Van Meel, einem der erfahrensten Punkterichter in der Snowboard-Szene: «Der beste Boarder ist der mit dem grössten Lächeln im Gesicht», sagt er. – Lindsey Jacobellis denkt darüber inzwischen allerdings etwas anders.

Thomas Renggli



Für die Snowboarder (im Bild WM-Teilnehmer Sergio Berger) wird der Spagat zwischen lockerem Lebensstil und sportlicher Seriosität immer schwieriger.

ARNO BALZERINI / KEYSTONE

Freistil-Selektionen

Das Schweizer Snowboard-WM-Team auf dem kurzen Dienstweg bestimmt

Alle Wege führen nach Rom – und viele nach Arosa. Das zumindest lässt das helvetische Selektionsverfahren vermuten. Denn der sommerliche Winter zwang die Schweizer Funktionäre zu Freistil-Aktionen, wie sie sonst nur von den Spitzenrucksackern in der Halfpipe geboten werden. Vor allem das achtköpfige Boardercross-Team musste auf dem kurzen Dienstweg benannt werden. Denn neue Erfahrungswerte gab es keine – zu knapp war die Schneedecke, zu dünn der FIS-Kalender. Der einzige Weltcup-Termin im WM-Vorfeld (in Badgastein) war Anfang Monat dem kontinentalen Tauwetter zum Opfer gefallen. So traf Nationaltrainer Harald Benselin seine Entscheide anhand von Trainingseindrücken, Leistungen bei vergangenen Titelwettkämpfen, Referenzen von anderen Trainern und persönlichen Einschätzungen – auf ein öffentliches Telefon-Voting verzichtete er hingegen.

Tanja Frieden, die Olympiasiegerin mit dem gewinnenden Lächeln, war trotzdem gesetzt. Zwar hatte sie das Snowboard seit ihrer Triumphfahrt von Bardonecchia vornehmlich in der Ecke stehen gelassen – der FIS-Tour war sie ganz fern geblieben –, doch laut eigenen Aussagen braucht sie «keine tausend Rennen, um in Form zu sein». Und Schweizer Sportlerin des Jahres wird man auch so. Abgesehen davon hat Frieden ihre mediale Topform in diversen Talkshows, TV-Spots und an Galaveranstaltungen zur Genüge bewiesen. Das ist eine Qualität, die im weiteren Verlauf der Klimaerwärmung für jeden Wintersportler noch wichtiger wird. Denn sie macht wetterunabhängig.

Während im Alpin-Bereich Urs Eiselin und Heinz Inniger auf dem WM-Hand den letzten Startplatz unter sich ausmachen, dem Schatten der Schoch-Brüder aber sowieso nicht entkommen können, sind in der Halfpipe die Entscheidungen gefallen. Zwar fand auch in dieser Disziplin bisher erst ein FIS-Weltcup statt, doch die Schweizer traten diese Woche in Davos zum verbandsinternen WM-Casting an. Dabei blieb ein Mann auf der Strecke, dem man nach einem Kreuzbandriss reichlich Schonfrist gewährt hatte und der als wichtiges Aushängeschild der Weltmeisterschaft vorgesehen gewesen wäre: der Arosener Gian Simmen, Olympiasieger 1998. Sein Out trifft die Veranstalter empfindlich, doch immerhin stellt es etwas klar: Arosa Tourismus hatte im Evaluationsverfahren kein Mitspracherecht.

Nach Peking ist noch nicht Schluss

Marcel Fischer mit neuen Perspektiven zurück auf der Fechtbahn

Das Schweizer Fechten hat seinen Olympiasieger wieder. Und Marcel Fischer findet ganz neue Töne: «Natürlich kommt es dereinst auf meine berufliche Situation an, doch dass mit den Olympischen Spielen in Peking Schluss ist, will ich so nicht sagen.» Das sitzt, kontrastiert mit früheren Aussagen, lässt die Herzen von Rolf Kalich und Gabriel Nigon höher schlagen. Es könne nichts Besseres passieren, als wenn Fischer nach 2008 dem Sport erhalten bleiben würde, frohlocken der Nationaltrainer und der Chef Leistungssport von Swiss Fencing. Ein Vergleich mit dem Sommer 2004 und dem Exploit in Athen ist für Fischer selber freilich nicht angebracht. «Konditionell bin ich weit zurück», stellt der 28-jährige Bieler fest, der im November in Basel sein Medizinstudium abschloss und darauf eine 50-Prozent-Anstellung als Assistenzarzt am dortigen Bruderholz-Spital antrat. Neben der Arbeit soll die Dissertation im Bereich der orthopädischen Biomechanik angegangen, vor allem aber das Fechten intensiviert werden.

Am Wochenende beginnt in Iran die Saison, in die die Schweizer Degen-Mannschaft ab kommender Woche einsteigt, an den Turnieren in Katar und Kuwait. Über Lissabon und Tallinn geht es weiter nach Bern. Das Heimturnier am 3. und 4. März ist ein erster Höhepunkt der Saison, die zwar Ende September an den WM in St. Petersburg kulminiert, doch auch ein anderes Thema kennt: die Olympia-Qualifikation. Sie beginnt am ersten Mai und dauert bis Ende April 2008. Dannzumal sind die besten vier Equipen pro Waffe für Peking qualifiziert, die weiteren vier werden gemäss einem Zonen-Kriterium (beste Equipe pro Zone) ausgewählt. Um das erklärte Ziel zu erreichen, die Qualifikation der Mannschaft, müssen die Schweizer Degenfechter im Ranking also mindestens Rang fünf belegen (oder ab Platz fünf beste europäische Mannschaft sein). Das macht die Beschickung aller Teamwettkämpfe in Europa, Nord- und Südamerika notwendig – eine teure Angelegenheit.

Sie wird von Swiss Olympic durch ein Olympia-Projekt mit 70 000 Franken unterstützt. Dies freilich nur, weil der Fechtverband seinen Teil dazu beiträgt. Dafür ist auch Kalich in den letzten Monaten gewiebelt – und hat auf Christian Kauter eingeredet. So lange, bis dieser 40 000 Franken lockermachte. Der CEO der Affichage Holding war ja selber ein Spitzenfechter, er ist Präsident des Grand Prix de Berne und Vater von Michael

und Fabian Kauter, die derzeit mit Fischer und Max Heinzer die Mannschaft bilden, zu der im Frühjahr der momentan noch rekonvaleszente Benjamin Steffen wieder stossen wird.

Ein ganz starkes Team, wie Fischer sagt, und für ihn hauptsächlich Grund, die sportliche Karriere nun doch längerfristig zu planen. «Eine Mannschaftsmedaille in Peking ist sicherlich das primäre Ziel, aber in meiner Sammlung fehlt vor allem noch eine WM-Medaille», stellt er im Wissen fest, für seine sportliche und berufliche Zukunft eine gute Lösung gefunden zu haben. Auch deshalb, weil er neben den bisherigen Partnern neu bis 2010 (!) über einen Hauptsponsor verfügt. «Das Geld reicht zum Leben», sagt Marcel Fischer und ist froh, die Verhandlungen persönlich geführt zu haben. Ein Manager hätte womöglich höhere Beträge gelöst, das könne die selber gemachten Erfahrungen aber nicht aufwiegen.



Mit Marcel Fischer kann Coach Rolf Kalich (rechts) längerfristig planen.

PHILIPP ZINNIKER / EQ IMAGES

Minusrekord

Abfahrt nach einer Fahrerin gestoppt und auf Samstag verschoben

reg. Zauchensee, 12. Januar

Zweieinhalb Stunden Verzögerung, dann ein Abbruch nach nur einer Fahrerin – das hat es im Skirennsport nie zuvor gegeben. In Altenmarkt-Zauchensee ging einzig die Engelbergerin Dominique Gislin auf die Strecke. Sie schwärmte im Ziel von einer perfekten Piste und ärgerte sich über eine schlechte Fahrt. Aber das sollte eine Randnotiz bleiben. Windböen im obersten Abschnitt verhinderten eine Fortsetzung des Rennens. Der stundenlange Kampf gegen Neuschnee und der dreimalige Aufbau des Starthäuschens an jeweils tiefer gelegenen Stellen hatten sich nicht gelohnt. Die Spezialabfahrt wurde auf Samstag verschoben. Am Sonntag soll die Super-Kombination ausgetragen werden. Für das Wochenende wird besseres Wetter prognostiziert.

Es brauchte einiges Palaver, bis das neue Programm definitiv festgelegt war. Zunächst hiess es, die Abfahrt sei bereits nach San Sicario verschoben, dann folgten weitere Falschinformationen. Letztlich gab die Arbeit an der Piste den Ausschlag: Es ist unmöglich, für Samstag eine Abfahrt und einen Slalom zu präparieren. Vorstösse von einigen Trainern, die Super-Kombination aus Super-G und Slalom zu basteln und den Super-G auch noch als einzelnes Rennen zu werten, wurden von der Jury abgewiesen. Am Sonntag werden eine verkürzte Abfahrt und ein Slalomlauf ausgetragen und als Kombination gewertet; Frauen wie Fabienne Suter, die nur für den Super-G angereist waren, können ihre Koffer packen.

Dass die Abfahrt nun doch in Altenmarkt-Zauchensee ausgetragen wird, ist sicher im Interesse der Fahrerinnen. Auf der Kälberloch-Piste mit dem extrem steilen Starthang, schnellen Kurven und weiten, hohen Sprüngen können die Sportlerinnen ihre Fähigkeiten beweisen. Auch dem Schweizer Team kommt das neue Programm entgegen, denn in der Abfahrt verfügt es über eine erfreuliche Breite. 8 Schweizerinnen gehören derzeit zu den besten 30 der Welt. Allerdings bedeutet Breite im Fall der Schweizerinnen vor allem Mittelmass; es fehlt eine Athletin, die um den Sieg fahren kann. Wobei die Schwäche des Teams vor allem die Schwäche der vermeintlichen Leaderinnen ist: Nadia Styger und Fränzi Aufdenblatten haben bisher den Tritt nicht gefunden. Weil sie wegen der schlechten Schneeverhältnisse kaum Speed-Disziplinen trainieren können, sind sie froh um jeden Rennkilometer.